



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dieterich, Karl: Kulturbilder aus den Balkanstädten. 1. Allgemeine
Physiognomie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

braucht! — zu öffnen, das ist eine wichtige und dankenswerte Aufgabe. Diese Aufklärung durch Vorträge und Schriften in populärer Form, insbesondere auch durch Volkshochschulkurse, wird es, wenn sich auch die gute Presse daran beteiligt, in wenig Jahren erreichen können, daß das deutsche Volk wissend und damit auch wieder voll vertrauend dem Recht und den Gerichten gegenübersteht. Hand in Hand damit muß und wird manche Besserung in der Gliederung und der Arbeitsleistung der Gerichte wie in der Vorbildung des Richterstandes gehn, die erwünscht, ja notwendig erscheint, wenn der deutsche Richter wieder auf eine den hochentwickeltesten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen entsprechende volle Höhe seiner Stellung und Leistungsfähigkeit gehoben werden soll.



Kulturbilder aus den Balkanstädten

Von Karl Dieterich

1. Allgemeine Physiognomie



irgends kann man die Wahrheit des Satzes von der Berührung der Extreme so bewährt finden wie auf der Balkanhalbinsel. Zwei Kulturen schieben sich hier ineinander: die patriarchalisch-konservative des Orients und die modern-fortschrittliche des Occidents. Jene beherrscht das flache Land, diese hat ihren Sitz in den wenigen großen Städten; jene ist uralt und erstarrt, diese blutjung und zukunftsreudig; jene ist ein Gewächs des Bodens, diese von außen importiert. Land und Stadt sind darum auf dem Balkan zwei Welten, die sich bekämpfen, einander den Boden streitig machen; die Städte sind wie fremde Mächte in Feindesland, vorgehobne Kulturfestungen. Man weiß noch nicht recht: werden sie das Land erobern, oder das Land sie? Wird das alte geschichtliche oder das neue ungeschichtliche Wesen die Oberhand behalten?

Rein numerisch genommen, hat die junge Stadtkultur auf dem Balkan einen schweren Stand; denn alle Balkanländer sind wie Rußland und auch Ungarn, wie überhaupt alle osteuropäischen Länder Bauernländer. Was sie an einheimischer Kultur haben, ist bäuerliche Kultur; ein starkes Bürgertum hat sich vor den Pforten des despotischen Orients nie entwickeln können, und orientalische Mächte haben ja weit über ein Jahrtausend auf dem Boden der Balkanhalbinsel geherrscht: erst das halborientalische Byzanz, dann das reinasiatische Türkentum. Während dieser Zeit hat alle städtische Kultur danieder gelegen, und erst seit fünfundsiebzig Jahren sehen wir hier europäische Städte

emporwachsen, zunächst in Rumänien und in Griechenland, dann auch in Serbien und in Bulgarien. *)

Diese Wiedereroberung einer dem Orient verfallenen Länder- und Völkergruppe durch moderne europäische Kultur ist zweifellos ein fesselnder Vorgang, nicht unähnlich dem, der sich vor etwa hundert Jahren in Amerika vollzogen hat, nur daß unser Gebiet nicht das unbefriebene Blatt ist wie die Neue Welt, vielmehr einer von verschiedenen Händen beschriebenen alten Handschrift gleicht, die man in einen modernen, eleganten Einband zu fassen im Begriffe ist.

An diesem Bilde kann man sich den Widerspruch gut vergegenwärtigen, der zwischen der äußern Form und dem innern Charakter der Balkanhauptstädte klappt, denn daß beides nicht organisch miteinander verbunden ist, werden die obigen Bemerkungen zur Genüge gezeigt haben. Aber das macht gerade das Reizvolle an dem Bilde dieser Städte aus, mögen sie nun Bukarest oder Athen, Belgrad oder Sofia heißen, daß sich hier in einer modernen Staffage doch der Geist eines eigentümlichen Volkstums zu verkörpern trachtet, das, freilich in seiner äußern Erscheinungsform mehr und mehr zurückgedrängt, nur noch in seinen tiefern Wirkungen erkennbar ist, und daß dieses Volkstum, wie in seinen innersten Offenbarungen, so auch in seinem äußern Gebaren und seinen Lebensgewohnheiten auf der ganzen Balkanhalbinsel dasselbe ist, sodaß auch das lebendige Bild, das die genannten vier Städte zeigen, trotz aller Verschiedenheit des äußern Rahmens im Grunde übereinstimmende Züge zeigt. Auf diese wollen wir zunächst unser Augenmerk richten.

Was in der äußern Anlage die Balkanstädte von unsern westeuropäischen unterscheidet und ihren unhistorischen Ursprung verrät, ist, daß innere Stadt und äußere Stadt in umgekehrtem Verhältnis zueinander stehn wie bei uns: die innern Stadtteile sind gewöhnlich die modernsten und schönsten, während nach der Peripherie hin der Charakter immer bunter, ungeordneter und primitiver wird, sodaß man nicht mehr weiß, ob man sich in einem Dorf oder in einer Stadt befindet. Die Sache erklärt sich so: bei der Neuregulierung und der Modernisierung dieser Städte, die für Bukarest und Athen in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begann, wurde die eingeseffene Bevölkerung immer mehr nach außen gedrängt, und da sich diese zum Teil aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammensetzt — Bukarest zum Beispiel beherbergt unter seiner niedern Bevölkerung zahlreiche Juden, Bulgaren und Zigeuner —, so zogen sich diese in besondern Vorstädten zusammen, Machalá genannt, die einen förmlichen Gürtel um die eigentliche Stadt bilden. So liegt also die Altstadt draußen, und die Neustadt drinnen. Da die Bahnhöfe

*) Es ist dem Verfasser nicht verborgen, daß die folgenden Ausführungen von den osteuropäischen Haupt- und Großstädten überhaupt gelten, also auch vor allem auch von denen Rußlands. Weil aber die Balkanstädte jünger sind, läßt sich der hier geschilderte Kulturprozeß an ihrem Beispiel am besten verfolgen.

der Balkanstädte ziemlich weit außerhalb liegen, so muß man zunächst durch jene äußern, noch halb orientalischen Buden- und Hüttenstädte hindurch und ist dann erstaunt über den Kontrast zweier Welten, indem man in einer Viertelstunde aus dem Orient nach Europa gelangt, aus ungepflasterten, staubigen Landstraßen, belebt von Hammelherden oder Büffelwagen, Bauern- und Hirtengestalten in dem sarmatischen Hemd (über den Hosen) oder der albanesischen Justanella, in gerade, breite und saubere Straßen mit elektrischen Bahnen, eleganten Fiakern und nach der neuesten französischen Mode gekleideten Passanten.

Eines freilich fällt einem sofort auf, besonders wenn man durch die Straßen von Bukarest oder Athen geht, und beweist einem, daß man nicht so ganz in Europa ist: an Stelle der hohen, aneinandergedrängten Mietkasernen und Warenhäuser sieht man mit wenig Ausnahmen kleine, einstöckige, würfelfartige Häuschen mit spitz zulaufenden, gleichseitigen Dächern, freistehend und meist von der Seite aus zugänglich — das kann wohl nur ein Villenviertel sein, denkt unwillkürlich der europäische Großstädter, doch nein, da ist ja ein großes Café in dem einen Hause, und gegenüber das königliche Schloß, wir müssen also wohl im Mittelpunkte der Stadt sein. Allerdings ist es so, aber die Balkanleute sind noch keine so eingefleischten Kulturmenschen, daß sie sich in vier- und mehrstöckigen Mauermassen lebendig begraben ließen; sie wollen Luft und Licht, und vor allem wollen sie ihre eignen Herren sein. Sie sind in dieser Hinsicht ebenso patriarchalisch und so exklusiv wie die Engländer mit ihrem Begriff des homelike und des my house is my castle. Da es nun aber in den meisten Fällen nicht möglich ist, daß jede Familie ihr eignes Haus bewohnt, so hat man sich in der Regel auf das einstöckige Zweifamilienhaus geeinigt, doch so, daß zu jeder Wohnung eine eigne Treppe führt, damit sich die beiden Familien nicht begegnen; dem ausgeprägten Sippenbewußtsein des Balkanmenschen — ein Überrest des alten Clanwesens — wäre das unerträglich. *) Da also jeder seinen eignen Eingang hat, und da nur gute Bekannte ins Haus zu kommen wagen, hält man auch nicht ängstlich auf die Türverschließung, und man kann, wie auf dem Lande, meist ungehindert eintreten; Abends muß man sich dann des überall verbreiteten Türklopfers bedienen. Vor etwa zwanzig Jahren dachte man in Athen sogar des Nachts nicht daran, die Türen zu verschließen, und es wurde erst in den Zeitungen darauf hingewiesen, daß es Diebe gebe.

Diese Kleinheit und weite Anordnung der Häuser mit dem dazwischen liegenden Gärtchen hat zweifellos etwas anheimelndes; man ist zum Beispiel in Bukarest in einer Großstadt, ohne doch das Drückende der Großstadt zu empfinden — hier wie in Athen sind es nur verschwindend wenig Geschäftsstraßen, die festgeschlossene Häuserreihen aufweisen, und diese sind nach deutschem

*) Nur das Proletariat wohnt in Bukarest in sogenannten Mietkasernen.

Muster angelegt worden; nur in Belgrad und in Sofia sind die Häuser eng aneinander gebaut, weshalb diese Städte auch keinen so großen Umfang haben. Im übrigen wirkt die weitläufige Anlage der Stadt äußerst wohltuend, zumal in Verbindung mit den vielen Gärten um die Häuser, an denen besonders Bukarest reich ist, und die ihm den Beinamen einer Gartenstadt verschafft haben.

Aus dieser nach unsern Begriffen verschwenderischen Bauweise erklärt es sich auch, daß diese Städte eine im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl ungeheure Ausdehnung haben, was man sofort bemerkt, wenn man sie von einem erhöhten Punkte aus betrachtet. So bedeckt zum Beispiel Bukarest mit 300 000 Einwohnern ein Areal von 35 bis 40 Quadratkilometern — also etwa ebensoviel wie Berlin — und hat einen Umfang von mehr als 25 Kilometern, Athen mit 140 000 Einwohnern ein Areal von 18 bis 20 Quadratkilometern. In Bukarest kommen somit auf jeden Bewohner etwa 100 bis 120 Quadratmeter Wohnfläche! Ein wahrhaft idyllischer Zustand, wenn man damit die Wohnverhältnisse in unsern Städten gleicher Größe vergleicht. *) Und dabei findet man im Innern der Städte noch viele brachliegende Grundstücke, um die sich keine Terrainspekulation kümmert.

Die lockere Gruppierung der Häuser und deren geringe Höhe machen allerdings das Städtebild von oben wenig imposant, zumal da ihm noch etwas fehlt, was das Wahrzeichen unsrer Städte ist: die hochragenden Türme und die Kuppeln der Kirchen. Das ist um so wunderbarer, wenn man liest, daß Bukarest allein 120 Kirchen hat, Athen etwa 50. Wenn man aber bedenkt, daß der Balkan der griechisch-orthodoxen Konfession angehört, und wenn man die Bauart der byzantinischen Kirchen mit ihrer kapellenartigen Anlage, ihrer wenig monumentalen Architektur und den gedrückten, bauchigen Kuppeln kennt, so wird man verstehen, daß in der Höhe nicht viel davon zu sehen ist. Und während gerade unsre ältesten Kirchen die gewaltigsten Bauwerke sind, ist es in der griechischen Kirche mit ihren individualistischen Tendenzen wieder umgekehrt: es sind kleine, jetzt halbverbaute Kapellen, die man kaum bemerkt; so wenigstens in Bukarest (das Stavropoleoskirchlein an der Calea Victoriei) und in Athen (die Kapnikaraea im Zuge der Hermesstraße). Nur die bulgarische Hauptstadt weist schon mit ihrem Namen (Sofia) darauf hin, daß hier eine die Gegend beherrschende Kirche der Hagia Sophia gestanden haben muß, deren gewaltige Ruinen noch heute auf einem Hügel im Osten der Stadt sichtbar sind und verraten, daß der Bau seines großen Vorbildes in Konstantinopel nicht ganz unwürdig gewesen sein muß.

Überhaupt darf man in diesen Städten keine gewaltigen historischen Denkmäler aus dem Mittelalter und der Neuzeit erwarten; dazu war ihre Ge-

*) In Paris und in Wien kommen auf jeden Einwohner etwa 30 Quadratmeter Wohnfläche.

schichte zu unbedeutend und ihr politisches Schicksal zu wechselvoll, als daß hier Künste des Friedens hätten gedeihen können. Bukarest und Belgrad haben, obwohl die ältesten Städte der Halbinsel — jenes war schon im siebenzehnten Jahrhundert eine große Stadt —, nur verschwindende Reste älterer Bauwerke bewahrt, und in Belgrad ist gerade das interessanteste davon, der Prinz Eugenpalast nur in ganz kümmerlichen Spuren erhalten. In Bukarest deutet eigentlich nur das labyrinthische Netz seiner krummen Straßen auf ein höheres Alter, das sonst nur noch Athen in seinen ältern Vierteln um die Akropolis zeigt, während Belgrad und Sofia ganz nach einem künstlichen Plan angelegte Städte sind und darum schnurgerade, meist sich rechtwinklig kreuzende Straßenzüge und weite viereckige Plätze zeigen, für deren Anlage teils Wiener, teils Pariser Vorbilder maßgebend gewesen sind.

Will man sich überzeugen, daß alle diese Städte nur Kulturoasen sind, so braucht man nur ein paar Stationen mit der Eisenbahn zu fahren oder eine Tagespartie in die Umgegend zu machen; dann muß man sich schon verproviantieren, wenn man nicht in einem der ländlichen Kramläden (Bakale) mit den charakteristischen drei Bogentüren mit Brot, Käse und Landwein vorlieb nehmen will. Die ländliche Kultur ist wohl in die Stadt, nicht aber die städtische auf das Land gedrungen; hier ist alles noch primitive Balkankultur, unberührt von der Zivilisation der nahen Stadt, von deren Herrlichkeiten der biedere Wirt, wenn er sie überhaupt geschaut hat, dem Gaste staunend erzählt wie von einem Märchenschloß und dabei wohl einen tiefen Griff mit der Hand in das Salzfaß tut, das auf dem Tische steht, um sich sein trocknes Brot und sein tristes Dasein zu würzen. . . . So fällt man hier von der Kultur plötzlich in die Unkultur. Aber man braucht nicht einmal soweit zu gehn, sondern kann getrost in den Städten bleiben und in deren Leben und Treiben lehrreiche Studien machen über die eigentümliche Mischung von städtischem und bäurischem Wesen, die wir bisher nur in ihrer äußern Erscheinung festgestellt haben.

2. Die Balkanstädte von der volkstümlichen Seite

Schon auf dem Bahnhof in Budapest kann man sich davon überzeugen, daß man in die orientalische Kultursphäre eingetreten ist. Kaum hat der Zug angehalten, so ertönt von allen Waggonen der Ruf: *Hordó!* (Gepäckträger.) In Bukarest braucht man schon nicht mehr zu rufen, da ist der Gepäckträger, ehe man sichs versieht, im Wagen und bemächtigt sich fast von selbst des Gepäcks. So will es der Orientale. Er würde es nicht über sich gewinnen, auch nur zehn Schritte weit seinen Koffer selbst zu tragen; er würde es als eine Demütigung empfinden, als eine Verletzung seiner Würde.

Wir erfassen hier eine der am stärksten hervortretenden Seiten im Charakter des Balkanmenschen: sein Herrenmentum — offenbar ein Rest seiner orientalischen Vergangenheit. Wie es im Orient üblich ist, Waren, die man

auf dem Markte oder im Bazar eingekauft hat, und seien es nur sechs Apfelsinen, einem der zahlreichen umherlungernenden, mit einem Korbe versehenen Jungen zu übergeben, der sie prompt nach Hause befördert, indem er gehorsam hinter seinem Herrn hergeht — in Bukarest hat sich daraus ein eignes Gewerbe entwickelt, das des Zwischenhändlers oder Prekuper —, so gilt es auch in den Balkanstädten für höchst unfein, mit einem wenn auch nur kleinen Paket durch die Straßen zu gehn, und man erkennt sofort den Ausländer daran, den der Eingeborne für einen argen Knicker hält, weil er nicht einmal die paar Pfennige opfert, sich sein Paket tragen zu lassen! Dagegen beobachtet man manches, was wieder bei uns nicht üblich ist, daß nämlich Käufer von Fischen diese gleich mitnehmen, indem man sie an einem Hafen aufgezoogen an der Seite trägt. Einen drolligen Eindruck macht es, wenn zum Beispiel ein Offizier in Uniform, wie ich es oft in Athen gesehen habe, mit einem solchen Fischbündel bewaffnet durch die Straßen zieht.

Daß diese Abneigung des Balkanbewohners gegen das Tragen kleiner Lasten nicht nur Bequemlichkeit, sondern tatsächlich Herrenmenschentum ist, kann man in seinem Verhalten gegen Niedre, besonders gegen dienstbare Geister, zum Beispiel gegen Kellner in Restaurants und Cafés oder gegen Verkäufer beobachten. Hier kommt sofort das alte Verhältnis zwischen Herren und Hörigen zum Vorschein. Zwar ist der dienstbare Balkanmensch nicht devot und auch nicht kultiviert genug, als daß er wie der Österreicher gleich mit einem „Küß die Hand, gnäa Herr!“ bei der Hand wäre, um so paschamäßiger aber ist der Ton, worin der Auftraggeber mit ihm redet. Tritt so ein Pascha mit dem Zylinderhut gemessenen Schrittes in ein Café, so klopft er, wenn er einen Platz gefunden hat, zunächst mit seinem Stock gebieterisch auf den Marmortisch oder klatscht — wie in Griechenland — in die Hände, wie Aladdin, als der Geist erscheinen sollte, um dem Kellner seine Anwesenheit bemerkbar zu machen;*) sind dann zufällig ein paar Wasser- oder Kaffeeflecke auf dem Tische, so bittet der Gast — pardon, der Pascha — nicht etwa den Kellner ruhig, sie abzuwischen, sondern er hält gleich in erregtem Ton eine Strafpredigt: „Sieh, wie der Tisch aussieht! Schämt ihr euch nicht? Gleich wisch ihn ab!“ Während dann der Dienstbare den Tisch bearbeitet und die Bestellung mit einem eifrigen „sofort“ entgegengenommen und an den Buffetier mit Stentorstimme weitergegeben hat, läßt sich der Pascha auf einen Stuhl nieder, zieht mit der einen Hand einen zweiten heran, dessen Querleiste als Fußbank benutzend, und beginnt den inzwischen servierten, natürlich nach türkischer Art zubereiteten Kaffee zu schlürfen (Milchkaffee und „Mélange“ bekommt man nur in Bukarest und in Belgrad in den ersten Cafés). Der

*) Dieses Verhalten hat freilich eine gewisse Berechtigung; denn das dienstfertige Entgegenkommen der Kellner würde der Orientale nicht verstehen; sie haben zu warten, bis man sie ruft. Auch gibt es „Gäste“, die nur in ein Café gehn, um Wasser zu trinken und Zeitung zu lesen. Auch ein Stück Kommunismus!

orientalische Eindruck des Bildes wird noch erhöht, wenn sich, wie man es in Athen noch häufig sehen kann, der Pascha im Zylinderhut eine türkische Wasserpfeife kommen läßt, an ihrem langen, peitschenartigen Rohr zu saugen anfängt und den Raum mit monotonem Gurgeln und dem übeln Geruch der heißen Wasserdämpfe erfüllt.

Mit einem vollendeten Herrentypus tritt der europäisch gekleidete Orientale auch in ein Geschäft. In diesem Moment muß er das Gefühl haben: „Dies alles ist mir untertänig!“ Von Hutabnehmen und „Guten Tag“ sagen ist natürlich keine Rede. Er wirft einen prüfenden Blick auf die gerade daliegenden Waren, ergreift einige, befühlt und betrachtet sie, wirft sie wieder hin, wenn sie ihm nicht zusagen, und wendet sich dann erst an den gehorsam dabeistehenden Verkäufer. Ist dieser dann mit seinen Schätzen zum Vorschein gekommen, so beginnt der Käufer höchst eigenmächtig und nicht sehr schonend darin herumzuwühlen, als gehörten sie schon ihm. Hat sich dann der Pascha nach langem Schwanken und Nörgeln endlich entschieden, so geht es an das Handeln und zuletzt an das Zählen.

Würden sich solche Vorgänge, wie sie hier geschildert worden sind, in einem orientalischen Kaffeehaus oder in einem orientalischen Bazar, etwa in Konstantinopel, abspielen, so wäre nichts auffallendes daran; denn dann paßten sie eben in das Milieu. Was sie so possierlich macht, ist gerade der seltsame Kontrast zwischen der äußern europäischen Umgebung und dem orientalischen Geiste, der darin sein Wesen treibt; denn dieser Geist kann auch in der neuen Hülle sein Wesen nicht verleugnen; Kulturwanderungen sind leichter als Seelenwandlungen, und eher wandert ein Europäer in eine orientalische Seele, als ein Orientale in eine europäische. Dafür noch ein Beispiel von der vor kurzem eröffneten Eisenbahnlinie Athen–Larissa, der ersten „europäischen“ Bahn in Griechenland mit Normalspurweite und Durchgangswagen. Diese Strecke benutzte auch ein Athener Abgeordneter. Wie nun der Schaffner an ihn herantritt, um nach „europäischer“ Weise die Billets zu revidieren, herrscht ihn der Abgeordnete an, ob er nicht wisse, wer er sei. Als der Beamte schüchtern bemerkt, daß er doch nur seine Pflicht tue, hält ihm jener mit einem vielsagenden Blicke nur seine — Visitenkarte entgegen, worauf sich der Schaffner sofort um Entschuldigung stammelnd zurückzieht. Der Arme wußte nur zu gut, daß ihn der Zorn eines Abgeordneten seiner Stellung berauben konnte!

Wie sich nun dieser innerlich wenig demokratische Ton im sozialen Leben mit dem rein demokratischen Prinzip im politischen Leben verträgt, ist eine schwierige Frage. Der noch sehr niedrige Bildungsstand des Volkes spricht nicht dafür, daß eine parlamentarische Verfassung die richtige Staatsform dieser Länder ist. Doch das mögen die Politiker entscheiden. Uns drängte sich diese Betrachtung nur auf in der Erinnerung an die Art, wie man in den Hauptstädten des Balkans Droschke fährt. Da zeigt es sich doch ganz deutlich, wie das Volk noch gelenkt werden muß. Während bei uns jeder rechtschaffne

Droschkenkutscher zugleich Koffetreiber und Koffelenker ist, ist er auf dem Balkan nur das erste: er fährt einfach darauf los, ohne zu wissen, wohin; denn der Fahrgast muß ihn lenken. Dieser sitzt wie ein deus in machina da und dirigiert ihn, wie ein Kapellmeister, mit dem Spazierstock: soll er rechts umbiegen, tippt er ihn rechts an, soll er links fahren, tippt er links, und soll er anhalten, so berührt er ihn nur mit der Spitze des Stockes im Rücken. Dieses auch in Rußland übliche Verfahren — die Bukarester Kutscher sind übrigens russische Stoppen und an ihren langen Sammetmänteln erkennbar — ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Kutscher die Straßen meist weder alle dem Namen nach kennen noch die Straßenschilder lesen können. Zur Ehre der Balkankutscher sei übrigens bemerkt, daß ihre Wagen und Pferde vorzüglich sind und ebenso vorzüglich fahren. Jedenfalls fährt man in einem Berliner Taxameter nicht so gut und so schnell wie in einer der eleganten Bukarester oder Athener Droschken, trotz den schlechtern Straßen. Man fährt eben in den südöstlichen Städten überhaupt mehr Droschke als bei uns — man ist auch in dieser Hinsicht noch nicht so demokratisiert im Verkehrswesen.

Ein weiterer mit dem Herrentum verwandter Zug, den der Europäer im Verkehrsleben der Balkanhauptstädte bemerken kann, ist das schwach entwickelte Gesellig- und Gemeinheitsgefühl, das sich in dem Mangel an Verkehrsformen äußert. Wie im Hause, so schließt sich der Balkanbürger auch in öffentlichen Lokalen gern ab, setzt sich nicht gern an einen Tisch, an dem schon andre sitzen, und wenn er es tut, so grüßt er nicht. Es ist dies weniger Unhöflichkeit, da er sonst, zumal Fremden gegenüber, sehr zuvorkommend ist, als vielmehr der noch fehlende soziale Takt, die Ungewohntheit, auf andre Rücksicht zu nehmen. Diesen Völkern ist dabei ein gewisser patriarchalischer Kommunismus eigen, der freilich von Altruismus nichts weiß und nur an sich denkt. Würden zum Beispiel auf den Tischen der Cafés Feuerzeuge mit Zündhölzern stehn, so würde sich niemand ein Gewissen daraus machen, diese als sein Eigentum einzustecken, und darum stehn keine da. Man bekommt aber doch welche, nur zugemessen; wenn nämlich der Kellner bemerkt, daß ein Gast Anstalten zum Rauchen macht, langt er in die Westentasche, zieht drei bis vier Zündhölzchen hervor und wirft sie vor den Gast auf den Tisch. In kleinern Cafés sieht man noch die türkischen Feuerzeuge mit der glühenden Kohle. Manche meinen freilich, diese Maßregel hänge damit zusammen, daß Zündhölzer in den Balkanstaaten Monopol sind. Vielleicht wirkt beides zusammen. Aus demselben Grunde sind zum Beispiel die Federhalter in den öffentlichen Postämtern an langen Ketten befestigt, und werden Bücher der öffentlichen Bibliotheken nicht nach Hause verliehen.

Von sonstigen Überresten orientalischer Anschauungs- und Lebensart oder Unart sei noch auf die Stellung der Frau hingewiesen. Die Orientalin, auch die christliche, tritt bekanntlich nicht in die Öffentlichkeit, sondern bleibt hübsch im Hause. Das wirkt nun noch nach, auch in der europäischen Großstadt.

Freilich gibt es hier Unterschiede, zum Beispiel zwischen dem überhaupt sehr freien und von ungarischer Leichtlebigkeit beeinflussten Bukarest und dem noch sehr konservativen Athen. In Bukarest gehen zwar die rumänischen Frauen auch noch nicht auf den Markt einkaufen, aber Weiber selbst sitzen dort schon und verkaufen; in Athen wäre das unmöglich, hier sieht man nur Männer auf dem Markte, sei es als Käufer oder als Verkäufer, und wenn man dort als Deutscher ein griechisches Dienstmädchen hat und von ihr verlangt, sie solle in einem benachbarten Laden etwas einkaufen, so würde sie sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben und höchstens bis zur Haustür gehen, einen Stiefelpußerjungen herbeiwinken und diesen den Auftrag besorgen lassen. Auch in Hotels findet man in Griechenland kein weibliches Wesen, und wo es einmal in den ersten Hotels vorkommt, kann man sicher sein, daß es eine Fremde ist. Das ist in Bukarest wieder ganz anders; hier ist die weibliche Hotelbedienung sogar berichtigt, sie besteht aber auch meist aus Ungarinnen. Dagegen ist es in Bukarest ebenso wie in Athen und in Belgrad unmöglich, daß eine Frau, sei es auch in Begleitung eines Herrn, ein Café betritt; das Café ist ja die Stätte der politischen Debatten, und darum muß das Weib hier nicht nur schweigen, sondern darf sich nicht einmal zeigen. Immerhin ist es sehr bemerkenswert, daß die Rumänin schon anfängt, als Beamte eine Rolle zu spielen: an der neuen Hauptpost in Bukarest findet man mehrere Frauen als Schalterbeamte tätig. Die Frauenfrage scheint also hier schon aufgerollt zu sein; doch ist die Frau am Balkan, auch die gebildete Städterin, im allgemeinen noch ein recht gebundenes Wesen, vor allem, solange sie ledig ist. Es gibt viele Mädchen, die nur deshalb heiraten, um ein freieres Leben führen zu können; die orientalische Unfreiheit der Mädchenjahre rächt sich dann oft in der Ehe in höchst verhängnisvoller Weise.

Die Gebundenheit der Sitte, soweit sie in der Öffentlichkeit zum Ausdruck kommt und sich nicht nur auf die Frau erstreckt, hat freilich auch ihre guten Seiten. Besonders sympathisch wirkt die pietätvolle Haltung gegenüber der Erscheinung des Todes: hier ist es noch, wie auch bei uns in katholischen Gegenden, allgemein üblich, vor einem Leichenzuge den Hut zu lüften, und wenn man zum Beispiel in einem Café sitzt und draußen ein Leichenzug vorüberkommt — in Athen wie überhaupt bei den Griechen ist der Sarg immer offen —, kann man beobachten, wie plötzlich alles politische Geschwätz verstummt, sich jeder von seinem Stuhle erhebt und den Hut lüftet, ähnlich wie die katholischen Bauern beim Ave-Maria läuten.

Im übrigen trägt das Straßenleben den Stempel der ungebundensten Freiheit, und ähnlich wie in Italien spielt sich ein großer Teil auch des Geschäftslebens im Freien ab, und nicht nur in den volkstümlichen Vierteln; auch in die vornehmsten Teile ergießt sich die kribbelnde und wimmelnde Handelswelt des Orients, da ja der Straßenhandel nirgends „gesperrt“ ist; da sieht man den Wasserverkäufer mit seinem auf einem zweirädrigen Wagen ruhenden Wasser-

fasse durch die Straßen ziehen, den Salepverkäufer mit seiner samowarartigen Metallkanne um den Leib, aus der er das dicke, hafergrützenartige, im Winter sehr erwärmende Getränk verzapft, die Brezelhändler mit ihren kleinen Körben und den an daraus hervorstehenden Stangen aufgereihten kreisrunden mit Sesam bestreuten Brezeln, dazwischen die Zeitungsjungen und die Stiefelpuher, meist beides zugleich, die die Blätter der zahlreichen Parteien ausrufen und wie Heuschreckenschwärme über die Caféhaushöcker herfallen, und alle diese arbeiten gleichsam unter einer eignen musikalischen Begleitung, indem sich das bald lang herausgezogene, bald kurz herausgestoßne Stichwort ihres Gewerbes zu einer völligen Melodie auswächst, teils in hohlen Klagetönen wie von einer Dampfpfeife bei den Braga- und Wasserhändlern, teils in schrillen Diskantlauten wie von einer Lokomotive bei den jungen Brezel- und Zeitungshändlern. So geht es heulend und kreischend den lieben langen Tag, und es klingt aus der Ferne wie in unsern Industriestädten das mittägliche Pfeifen der Fabrikpfeifen mit ihren heulenden Tönen.

Doch gibt es auch stumme und seßhafte Gestalten unter den Straßenhändlern, die nur durch ihre Erscheinung wirken, ohne von sich reden zu machen. Da ist zunächst der für die Balkanstädte sehr charakteristische „fliegende Antiquar“, der nicht wie bei uns seine Schätze auf Wagen herumfährt, sondern sich mit Vorliebe der Gitter und der Mauern öffentlicher Gebäude bemächtigt und sie mit seinen aufgeschlagenen Büchern verziert, sodaß man es im ersten Moment mit Maueranschlägen zu tun zu haben glaubt. Und das nicht etwa in den Vorstädten, sondern in den feinsten Vierteln, besonders in der Nähe der Universität. In Athen kann man oft deren ganze Rampe sowie die Sockel der davor stehenden Denkmäler in einen Büchermarkt verwandelt finden.

Zu den Stummen und dazu noch Versteckten, aber um so gefährlicheren gehören die Geldwechsler, die man zum Beispiel in den belebten Straßen Athens, Sofias und Belgrads in den Haustüren hinter ihren Glaskästen sitzend auf Beute lauern sehen kann, und die das in diesen Städten fehlende Börsenleben ersetzen; denn in keiner findet man ein größeres Börsegebäude — ebenfalls ein Kennzeichen des Orients.

Eine Spezialität des Balkans sind auch die umherziehenden Federviehändler, die mit einer für unsre Begriffe unerhörten Grausamkeit ihre lebendige Ware, in Bündeln an den Beinen zusammengebunden, den Kopf der armen Tiere nach unten, stundenlang durch die Straßen schleppen, ferner die Ziegenhirten, die mit ihren breiten, nur den Oberkörper bedeckenden braunen Umhängen von hinten wie große wandelnde Schildläufe aussehen, zumal mit ihrem vom vielen Knien wackelnden Gang; denn sie melken dem Käufer die Milch ihrer Ziegen gleich in das Gefäß, wobei sie sich in eine frei hockende Stellung niederlassen, die ihnen offenbar gar keine Schwierigkeiten verursacht; man kann in den Dörfern junge Burschen in dieser Stellung oft eine Stunde

lang zusammenhocken und sich unterhalten sehen, ohne daß ihnen die Beine „einschlafen“; sie scheint ihnen ganz natürlich zu sein.

Zu den abstoßenden Seiten des Straßenbildes der Balkanstädte gehören noch die zahlreichen Verstümmelten und Blinden, die an den Straßenecken stehn und betteln, indem sie entweder unter tierischem Geheul den Vorübergehenden die verstümmelten Gliedmaßen entgegenstrecken oder durch typische, gebetartige Formeln, den Zinnteller in der Hand, das Mitleid der „Christen“ zu erregen suchen. So erinnere ich mich eines Blinden, der beständig an einer Straßenecke in Athen stand und immer dieselben klagenden Worte wiederholte: „Erbarmt Euch meiner, Herr, denn ich habe nicht meine Augen, ich Armer!“ (Eleísaté me, kirie, pu dén écho ta matákia mu o kaíménos!) Und als Dank für die gereichte Gabe hört man gewöhnlich die merkwürdige Wendung: „Gott habe deine Toten felig!“

Aber noch seltsamere Gewohnheiten und Gebräuche kann man im Straßenleben beobachten, die nur beweisen, daß sich das Gros der Bewohner dieser Städte im Geiste noch auf dem Dorfe befindet und sich demgemäß benimmt, zumal da es an strengen Polizeivorschriften oder doch an ihrer energischen Durchführung fehlt, und oft sogar die Gesetzgebung selber an veralteten Institutionen festhält. Hierher gehört es zum Beispiel, daß in Athen die Insassen eines im Innern der Stadt liegenden Gefängnisses ruhig durch die vergitterten Fenster hindurch mit dem Publikum verkehren und die Vorübergehenden, wie es mir passierte, um Tabak anbetteln, oder daß in Bukarest vor Häusern säumiger Schuldner von der Gendarmerie ein Trommelständchen aufgeführt wird, um sie an den Pranger zu stellen; offenbar ein Überrest alten Gewohnheitsrechts, ähnlich dem bayrischen Haberfeldtreiben.

Als ein solches Gewohnheitsrecht betrachte ich es auch, daß die Athener Variététheater im Winter bei regnerischem Wetter die angesagten Vorstellungen einstellen. Als ich mich eines Abends vor einem solchen Theater einfand, war alles in Dunkel gehüllt, und als ich mich an einen zufällig anwesenden Mann wandte, erwiderte er mit fast vorwurfsvoller Miene: „Aber es regnet doch! Die Leute gehn nicht aus, wenns regnet.“ Mir wollte das nicht einleuchten, denn ich fand gerade, daß ein prächtiges „Theaterwetter“ war, aber diesen Begriff schien man in Athen, wo man an die offenen Sommertheater gewöhnt ist, nicht zu kennen. Erst jetzt, wo das neue königliche Theater „funktioniert“, dessen Hauptsaison in den Winter fällt, scheint man sich auch hier an das Wintertheater zu gewöhnen. Als Entschuldigung für die genannte Abneigung muß allerdings der furchtbare Schmutz gelten, der zur Regenzeit in den nur makkadamisierten Straßen herrscht.

Sinzu kommt vielleicht noch, daß der Orientale überhaupt weniger vergnügungssüchtig ist, sich jedenfalls des Vergnügens wegen keine Beschwerden auferlegt und sich nicht leicht aus seiner Ruhe bringen läßt. Das gilt besonders von dem Griechen, der sogar eine Abneigung gegen lärmende,

ausgelassene Vergnügungen hat. Deshalb gibt es auch in den Städten wenig volkstümliche Feste, soweit sie nicht kirchlicher Natur sind. Ich erinnere mich nur der Feier des 1. Mai, die in ganz Griechenland, ähnlich wie in Oberbayern, begangen wird, und die ich in Athen mitmachte. Es ging aber dabei herzlich wiglos zu; man schmückte sich mit Blumen, unterhielt sich mit seiner „Pareja“ (seiner Sippe), im übrigen hatte man ein Gefühl, als warte man auf etwas, das nun kommen sollte, aber nicht kam; es fehlte an der Gesamtstimmung, die wir bei solcher Gelegenheit erwarten. Der Grieche ist zu sehr Einzelmensch und kann nicht in eine Masse aufgehen. Das ist wohl auch der Grund, daß es in Athen an eigentlichen volkstümlichen Vergnügungsorten fehlt, wie sie Bukarest in Opplers Kolosseum und sogar Belgrad in seinem „Topschider“, einer Art Prater, aufweist. Der Athener begnügt sich noch mit seinen zwischen „Schmiere“ und Tingeltangel die Mitte haltenden kleinen Vorstadtvariétés. Volksbelustigungen großen Stils gibt es nicht.

Hierin ist Bukarest wieder „europäischer“: dort entwickelt sich auf dem als „Mosh“ bezeichneten großen Markt alljährlich in der Woche vor Pfingsten ein echtes Jahrmärtsfest, wie es das Münchner Oktoberfest nicht schöner sein kann, dem es auch darin gleicht, daß es sich der Teilnahme der königlichen Familie erfreut. Nur bietet es noch viel mehr reines Volkstum als jenes; denn hier entfaltet sich die ganze bunte Völkerkarte des Balkans, hier kann man die verschiedenen bunten Volkstrachten von Rumänen, Bulgaren, Serben, Magyaren, Zigeunern und Siebenbürgern studieren, ihre Volkstänze beobachten, ihren Volkswesen lauschen, ihre mannigfachen, uns in Klang und Aussehen so fremdartigen Musikinstrumente kennen lernen und sich an ihrer harmlosen, nie in Roheiten ausartenden Heiterkeit erfreuen. Und kehrt man dann in die Stadt zurück, so wird man es verzeihlich finden, daß manches von diesem urwüchsigen Volkstum auch hier vielleicht mehr, als sich mit dem Charakter einer Großstadt verträgt, abfärbt, sich mancher rückständige Zug bemerkbar macht.

So beobachtete ich einmal, wie in Bukarest in einer Uferstraße an der Dimboviza gegenüber dem neuen Justizpalast ein Mann mitten auf dem Damme damit beschäftigt war, zwei Hühner, die ihm ein Dienstmädchen aus einem Hause brachte, zu enthaupten, sodaß die kopflosen Körper auf der Straße umhertanzten, zum großen Gaudium der Straßenjugend. An so etwas muß man sich hier gewöhnen.

Daß schließlich auch der Sache die Gemütlichkeit nicht fehlt, allerdings in einem Falle, wo sie eigentlich aufhört, mag das folgende Intermezzo zwischen dem König von Rumänien und einem vor seinem Palais Wache stehenden Soldaten, einem Zigeuner, bezeugen, das zu einer Anekdote geworden ist. Ein Zigeuner stand vor dem Palast Wache, als der König herauskam. Der Zigeuner knabberte gerade an einem Rettich, und da er den König nicht erkannte, salutierte er nicht. Da fragte ihn der König: „Wer bin ich?“ — „Du

wirft wohl ein Musikant sein oder ein Hufschmied.“ Da sprach der König: „Ich bin der König.“ — „O weh, verzeih mir, Herr König, und halte mir den Rettich, damit ich dich grüßen kann.“



Die Schule der Welt

Ein preussisches Lustspiel Friedrichs des Großen

Von Georg Peiser

1



u Anfang des Jahres 1745 herrschte unter den Professoren der Universität Halle eine nicht geringe Erregung. Aus Berlin war ein sehr ungnädiges Reskript des jungen Königs Friedrich des Zweiten eingetroffen, das den Gehorsam der gelehrten Herren auf eine sehr harte Probe stellte. Am 24. Dezember des verflossenen Jahres hatte sich das Generalkonzil der Universität mit einer Eingabe nach Berlin gewandt, in der es auf die Unordnung hinwies, wozu die Aufführung von Komödien die Studenten verleite, und um Ausweisung der Schauspieltruppe bat, die sich damals in Halle aufhielt. Die Universität konnte sich darauf berufen, daß auch König Friedrich Wilhelm der Erste wiederholt das Auftreten von Komödianten, Harlekinen und Marktschreibern in Halle untersagt hatte. Aber Friedrich der Große schien zunächst durchaus nicht gewillt, das Beispiel seines Vaters nachzuahmen. Er glaubte in der Eingabe einen dreisten Vorstoß des Hallischen Pietismus und insbesondere die Einwirkung des jüngern Francke zu erkennen, gegen den er seit dessen Besuch am Hofe seines Vaters in Wusterhausen im Jahre 1727*) eine ganz persönliche Abneigung hatte. Zornig schrieb er an den Rand der Eingabe: „Das ist das geistliche Muckerpack Schuld daran. Sie sollen Spillen und Herr Franke oder wie der Schurke heißet soll dabei feindt, um die Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun und mir sol der Attest vom Comödianten geschicket werden, daß er da gewesen ist.“ Das Generaldirektorium, dem die Ausführung des königlichen Befehls oblag, geriet in große Verlegenheit. Denn gerade die Unterschrift Francques fehlte unter der Eingabe, die im übrigen von den hervorragendsten Männern der Universität, insbesondere auch von dem Geheimen Rat und Kanzler Christian von Wolff unterzeichnet war. Erst als Friedrich wiederholt daran erinnerte, daß das verlangte Attest noch nicht eingereicht sei, fand das Generaldirektorium den Mut zu submissester Erklärung des Sachverhalts, und der König präziserte seinen Befehl nunmehr dahin, daß alle, die die Eingabe wirklich unterzeichnet hätten, der nächsten Theatervorstellung bewohnen sollten. Francke aber, „so darinnen die meisten motus gemacht haben soll“, habe „ohne Widerrede“ zwanzig Taler an die Armenkasse zu zahlen.

Was bei diesem Konflikt am meisten auffällt, ist nicht sowohl die Abneigung des Königs gegen den Hallischen Pietismus, die bei dem Charakter

*) Zu dieser Abhandlung sind die einschlägigen Werke von Roser, Schrader, Rödenbeck, Zeller, Posner, Preuß, Mangold u. a. benutzt worden.